

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 44 (1970)

Artikel: Die Renold von Aarau
Autor: Widmer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Renold von Aarau

Aus den Lebenserinnerungen des Hans Renold (1852–1943)

Das Biographische Lexikon des Kantons Aargau berichtet über Hans Renold (31. Juli 1852 bis 2. Mai 1943), Bürger von Aarau, Industrieller, Ingenieur und Erfinder in Manchester folgendes: Älttester Sohn des Bäckers und Wirtes Johannes Renold. Besucht mit 18 Jahren das Polytechnikum in Zürich. 1871 bis 1873 Aufenthalt in Paris und London. Nachher Maschinenexporteur in Salford. 1879 Heirat mit Mary Herford. Fabrik für Treibketten der Textilindustrie in Manchester. 1940 Titel eines Doktors der Naturwissenschaften, verliehen durch die Universität Manchester.

Hans Renold, Erfinder und Begründer der Präzisionsketten-Industrie. Patentierte Renold-Ketten für die Fahrrad- und Motorrad-Industrie. Renold-Ketten für Kraftübertragungen aller Art.

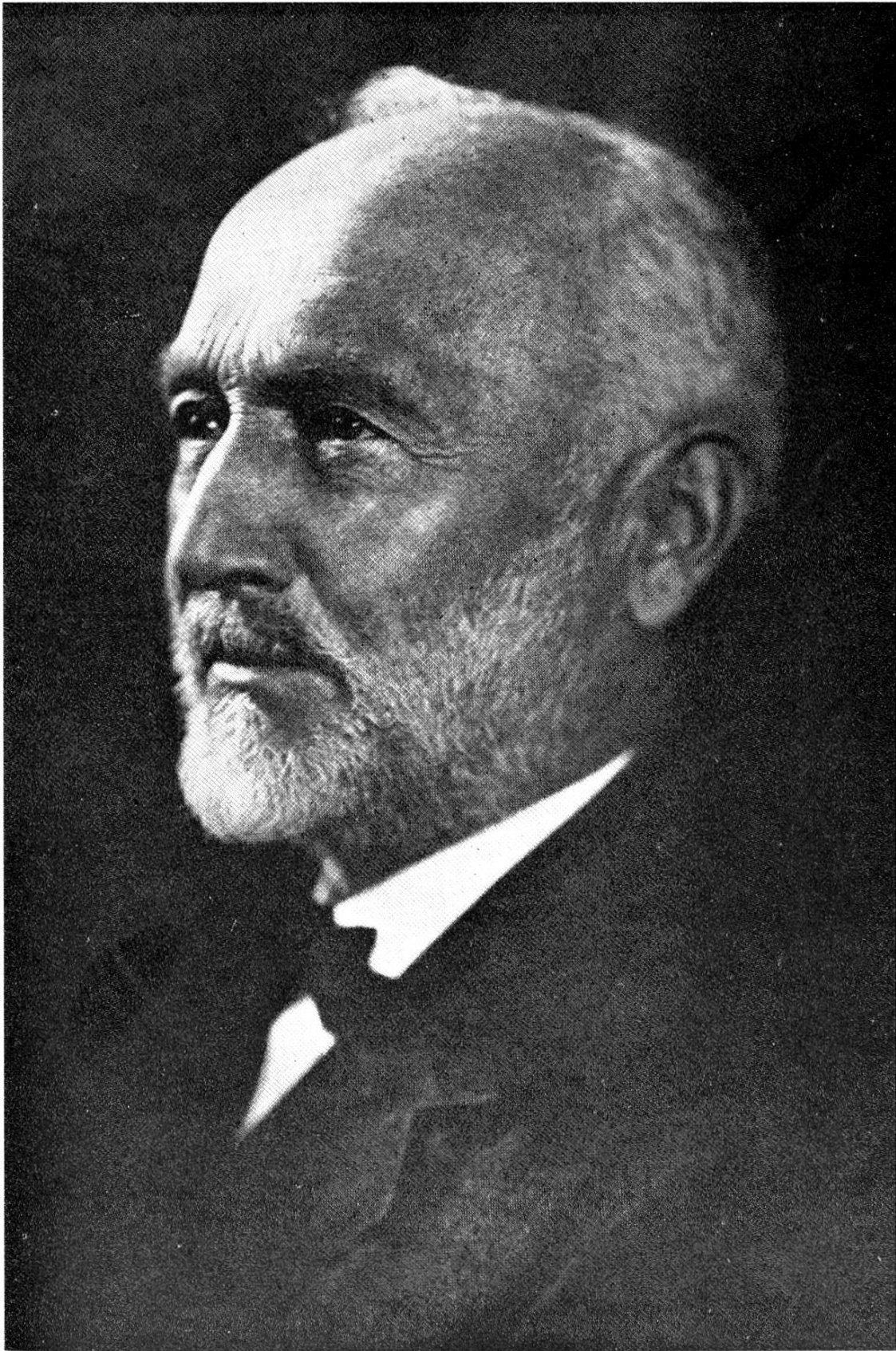
Hans Renold, bekannt als fortschrittlicher, sozialer Unternehmer. Einführung der 48-Stunden-Woche schon 1896 in seinem Betriebe. 1909 Gründung des Hausverbandes für Wohlfahrt und Freizeit für die Angestellten und Arbeiter seiner Fabrik.

1922 Einführung der Gewinnbeteiligung seines Personals am Gewinn des Unternehmens.

Dieser Hans Renold hat Lebenserinnerungen aufgezeichnet, die im Folgenden wiedergegeben seien:

Meine Jugendzeit in Aarau

Ich bin am 31. Juli 1852 in Aarau geboren, der Hauptstadt des Kantons mit damals etwa 5000 Einwohnern. Es waren immer die gleichen Familien und Sippen, die die Bevölkerung von Aarau bildeten. Darunter war auch die Familie Renold, die in den Stadtchroniken schon am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erwähnt wurde.



Hans Renold in seinen letzten Jahren



Hans Renolds Grossvater Jakob Wildi (1795-1871)

Die Renold waren Bürger von Aarau. Sie hatten am öffentlichen Eigentum ihr Nutzungsrecht. Es bestand in etwas Bargeld, Holz aus den Stadtwaldungen und einigen Bündten Land für Garten und Kleintierhaltung.

Nur Bürger und Familienvorsteher erhielten einen ganzen Nutzungsanspruch ans öffentliche Gut. Ledige Töchter erhielten zum Beispiel nur die Hälfte. Wenn ich, Hans Renold, heute – 1924 – in Aarau wohnen würde, erhielte ich immer noch diese öffentliche Nutzung, obschon ich 1880 schon die britische Staatsbürgerschaft erhielt, aber dennoch den Schweizer Bürgerbrief behielt.

Da ich aber die Geburt meiner Kinder nie ins Bürgerregister von Aarau eintragen liess, werden sie nicht als Aarauer Bürger anerkannt. Sollten sie arm und krank werden, haben sie keinen Anspruch auf einen Platz im Armenhaus der Stadt Aarau.

Die Renold-Familie hatte nie ein eigentliches enges Zusammenleben, da mein Vater und meine Mutter den ganzen Tag, von früh bis spät, selbst am Sonntag, im Gewerbe und Geschäft tätig waren. Wir Kinder wuchsen die meiste Zeit im Kreise der Familien von sechs Onkeln und Tanten auf.

In einer kleinen Schweizer Stadt, wo jeder jedermann kannte und wo seit Jahrhunderten immer die gleichen Sippen den Kern der Bevölkerung bildeten, war alles, sozusagen, eine grosse Familie.

Begreiflicherweise gab es Familien mit einigem Wohlstand, besonders Mitglieder des Gewerbes und des Handwerks. Es gab aber auch Arme und heruntergekommene Trinker, für die die Stadt sorgte und dazu ein geräumiges Alters- und Armenhaus mit einem grossen Garten unterhielt.

Ich, Hans, war das älteste von sechs am Leben gebliebenen Kindern. Meine Geschwister hiessen Ferdinand, Marie, August, Louise und Emma. Es waren, glaube ich, noch zwei Kinder vor mir geboren, aber sie starben jung. Ganz schwach erinnere ich mich, dass ich in eine private Kleinkinderschule gebracht wurde, die von einer Fräulein Keller in der Halde geführt wurde. Zusammen mit einem älteren Bruder, Heinrich, der aber immer

kränklich war, wurde ich, der ich erst ein Knopf von vier Jahren war, im Winter von einem Dienstmädchen einen steilen Weg auf einem Schlitten in die Halde hinunter gefahren.

Bis ich zehn Jahre alt war, betrieben meine Eltern eine Bäckerei in der Pelzgasse. (Heutige Bäckerei Gloor.) Mein Vater hatte die grösste Bäckerei in der Stadt. Er hatte den Namen für das beste Brot und war dafür bekannt, dass er immer volles Gewicht gab.

Recht gut erinnere ich mich des Besuches eines Polizisten, der Waage und Gewichtsteine kontrollierte, aber auch Proben machte, ob das Gewicht der Brotlaibe stimme. Meinem Vater machte er das Kompliment, dass er ihn wegen Unregelmässigkeiten noch nie habe büssen müssen, was aber leider bei andern Bäckern der Stadt wegen Mindergewicht oft vorkomme. Mein Vater hat dies immer wieder erwähnt, er war stolz darauf, und so war ich es, sein Sohn. Denn wir beide hatten die gleichen Ansichten über das Leben, wie man es führen soll. Daneben hatte mein Vater ein sehr hartes Leben, das ihn dauernd an die Backstube band, wo er mit seinen Gesellen arbeitete. Währenddem arbeitete meine Mutter im Laden und verkaufte Brot.

Aarau, mit seiner Kaserne, hatte gelegentlich bis 2000 Soldaten, für die auch mein Vater das Brot zu backen hatte. Das ging aber nicht ohne die Mithilfe von 2 bis 3 Gesellen während dieser Zeit.

Mein Vater stammte aus einer sehr armen Familie. Sein Vater, mein Grossvater, war Küfer. Er machte Fässer und Rohre aus Holz, half bei der Weinernte und beim Abfüllen des Weines in Fässer und Flaschen.

Ich erinnere mich noch recht gut an meines Vaters Vater und meine Grossmutter, obschon ich erst 4 oder 5 Jahre alt war. Sie sind in meinem Gedächtnis als sehr alte Leute, die ihr eigenes Haus in der Stadt hatten, wo sie von ihren neun Kindern, selber schon verheiratet, erhalten und betreut wurden. Aber alle diese Nachkommen des Küfers Renold lebten in eher bescheidenen Verhältnissen.

Mein Vater und meine Mutter erfreuten sich am ehesten eines gewissen Wohlstandes. Denn meine Mutter brachte ein wenig

Geld in die Ehe. Da meine Mutter eine sehr weise, sorgfältig waltende und gut belesene Frau war, hielt sie daheim immer etwas Bargeld bereit als ihre Ersparnisse, in geheimen Schubladen ihres Schreibpultes versteckt. Sie war nicht etwa geizig, wusste aber mit dem Geld weise umzugehen. So war unser Haus immer ein Zufluchtshaus, wo Hilfe in Zeiten von Schwierigkeiten, ausserordentlichen Ereignissen und Todesfällen gewährt wurde. Mein Vater erzählte mir, wie er in ärmlichen Verhältnissen aufwuchs. Sie hatten zwei Ziegen. Vor und nach der Schule musste er sie auf Strassenbölder und öffentlichen Grund treiben, da sie selber kein eigenes Land hatten.

Als mein Vater ins Alter kam, um einen Beruf zu erlernen, gewährte der Stadtrat ein Stipendium mit der Bedingung, dass er nicht heiraten dürfe, bevor er das Geld der Stadt zurückerstattet habe. Als ich etwa acht Jahre alt war, fügte mein Vater der Bäckerei einen kleinen Weinladen an, wo er vorerst nur den eigenen Wein verkaufte, der in seinem Rebberg ennet der Aare gedieh, nicht weit von unserem Haus weg. Bald darauf kaufte er Wein von überall aus der Schweiz. Dabei erinnere ich mich lebhaft an zwei Episoden aus dieser Zeit.

Mein Vater kaufte einen guten Teil des Weins von Rebbauern, etwa 15 Kilometer von der Stadt entfernt. Sie brachten den neuen und noch süssen Wein auf ihren eigenen Wagen mit Ochsespannen. Diese Fuhren benötigten einen guten Tag, da die Strasse über die Jurahöhen führte.

Dieser Wein musste an einem bestimmten Tag im November bezahlt werden. Auf diesen Tag holte mein Vater bei der Bank das Geld, meistens Silber, aber auch Gold. Schön aufgeschichtet und ausgerichtet, wie kleine Türme, standen die Fünfliber und Goldtaler in Reih und Glied.

Ich kann es nicht schildern, welch ein wundervoller Anblick das für mich war, denn wir Kinder hatten nie Geld. Erst mit 13 Jahren erhielt ich 20 Rappen wöchentliches Sackgeld.

Eine andere Episode in Verbindung mit Vaters Weinhandel, deren ich mich gut erinnere, war seine Reise im Oktober in die

französisch sprechende Schweiz, wo ein besonders guter Wein gedeiht. Für diese Reise holte er immer drei grosse Fingerringe hervor, er, der wegen seines Berufes sonst nie Ringe trug. Um seinen Leib trug er unter den Hosen einen Ledergürtel, in welchem er das Gold trug, da er bei jedem Kauf, den er tätigte, die Hälfte des Betrages anzahlen musste.

Banknoten waren bei den Weinbauern nicht beliebt, sie zogen solides Gold vor. Mutter und wir Kinder waren immer ängstlich, wenn Vater mit einem so grossen Schatz auf seinem Leib auf Reisen ging.

Es passierte glücklicherweise nie etwas. Da Ehrlichkeit im Handel ein Grundstein seiner Lebensauffassung war und er andern ihren gerechten Teil gönnte, war mein Vater überall gern gesehen. Ich habe dies, Jahre später, selber in Villeneuve, in der französischen Schweiz, festgestellt, als ich einen unserer früheren Weinlieferanten besuchte. Mit grosser Herzlichkeit empfing er mich und meine junge englische Gattin und sprach mit ehrenden Worten von meinem Vater, der damals bereits gestorben war.

Wenn ich in Gedanken in die Zeit unseres Bäckereigeschäftes zurückgehe, so erinnere ich mich, dass immer die Nacht durch gebacken wurde, damit um 6 Uhr früh das frische Brot und das Kleingebäck für das Frühstück der Stadtleute bereit war. So hatte mein Vater die Nacht durch in einem heissen und schlecht belüfteten Raum zu arbeiten und während des Tages zu schlafen. Gewöhnlich um 3 Uhr nachmittags war er wieder tätig, um Mehl und Holz zu kaufen, das er in grossen Mengen für den Backofen brauchte. In etwa ein Meter langen Stücken wurde dies gebracht und vor dem Hause aufgeschichtet. Dann sägte und spaltete es mein Vater. In Körben wurde es mit Hilfe einer Seilrolle in den Estrich des 4. Stockes hinaufgezogen, wo es zum Trocknen gelagert wurde. Das war immer eine sehr strenge Arbeit und kam etwa zwölfmal im Jahr vor.

Ich erinnere mich meines Vaters, ohne Hemd, nur in den Hosen, in der Grube vor dem Ofen stehend, die oft noch glühende Asche in einen eisernen Kessel ziehend und diesen dann rasch

zudeckend. Dann wischte er mit einem nassen Lappen, an einer langen Stange befestigt, den Ofen sauber. Oft musste er den glimmenden oder brennenden Stoff schnell in dem vor dem Hause vorbeifliessenden Stadtbach netzen und löschen.

Wenn der Ofen so vorbereitet war, schob Vater mit einem langen, flachen hölzernen Löffel etwa 60 bis 80 Teiglaiber in die heisse Kammer, aber so, dass keiner den andern berühren konnte, schloss die Türe und liess das Brot backen.

Als Bub war ich stolz darauf, dass ich meinem Vater beim Kneten des Teiges gelegentlich helfen durfte. Aber es war eine schwere Arbeit. Auch beim Abwägen des Teiges war ich dabei, half die Stücke in ein Tuch wickeln, sie auf Bretter in einem kühlen Gang zu legen, damit die Hefe wirken und der Teig aufgehen konnte, bereit, dann in den Ofen geschoben zu werden.

Oft hörte ich Vater und Mutter sagen, wie hart die Arbeit sei, die praktisch den ganzen Tag ausfüllte.

Reichen Familien musste das Brot täglich ins Haus gebracht werden, in Körben an beiden Armen oder in einer grossen Hutte. Ich war kaum mehr als zehnjährig, als ich bei dieser Arbeit helfen musste. Oft fand ich die Last von 20 bis 30 Kilogramm recht schwer, sie, auch auf kleine Distanz, in der Stadt vertragen zu müssen.

Nach vier Uhr, wenn ich aus der Schule heim kam, hiess es: Brotvertragen. Ich erinnere mich eines Hauses, wo mich stets ein zähnefletschender Hund anfiel, wenn die Türe auf das Läuten der Glocke hin geöffnet wurde. Das war wohl der Grund, dass ich Hunde zeitlebens nicht liebte und nie ein solches Tier hielt.

Als ich älter und grösser wurde, liebte ich diese Arbeit des Brotvertragens gar nicht mehr. Denn oft begegnete ich Schulgenossen aus reicheren Familien, die auf den Bäckerbuben herabschauten. Das war so bei der Familie von Dr. Wydler und bei einer anderen eines Anwalts.

Als ich etwa zwölf Jahre alt wurde, verkaufte mein Vater das Haus und die Bäckerei. Wir zogen in ein grösseres um, das dem Vater meiner Mutter gehörte. Dieser führte einen Spezereiladen

und daneben noch eine Drechslerwerkstatt. Die verschiedensten Dinge wurden dort angefertigt, wie Tabakpfeifen, Mundstücke aus Knochen, Bleiröhren, Haarkämme aller Art und Formen, Holzknöpfe, die die Leute mit Stoff überziehen konnten, Zinnbüchsen mit Feuersteinen und Stahl, um Funken zu schlagen, Spazierstöcke und sogar solche mit Stahlrapieren darin.

Neben Kaffee, weissem und braunem Zucker, Soda, Seifen und anderen Spezereien verkaufte er Tabak, auch zum Schnupfen, und dazu passende Hornbüchsen, die er selber anfertigte.

Im Alter von 12 bis 16 Jahren konnte ich meinem Vater und Grossvater beim Bedienen der Kunden viel helfen, was ich gerne tat. Immer gab es etwas zu tun. Zucker zum Beispiel erhielten wir in konischen Stöcken im Gewicht von etwa 30 kg. Dieser musste in Stangen und kleine Würfel zersägt werden, damit er verkauft werden konnte. Den Abfall musste ich in einem Mörser zerstampfen; das ergab dann gestossenen Zucker.

Die Seife erhielten wir in grossen und schweren Würfeln. Diese mussten in Stangen und anschliessend in viereckige Stücke geschnitten werden. Es gab verschiedene Grössen, für 1 oder 2 Batzen. Die geschnittene Seife musste in den Estrich getragen werden, wo sie schön aufgeschichtet zum Trocknen gelegt wurde, denn die Leute kauften nur trockene und harte Seife.

An einem andern Tag machten wir unsere eigenen Papiersäcke verschiedener Grösse. Abfall vermeidend, wurden sie aus grossen Bogen Papier geschnitten, sauber in Reihen aufeinandergelegt, jedes Stück das andere etwas überragend, dann geleimt, gefaltet, gepresst und getrocknet. Das war eine Arbeit, die ich gerne tat, und Grossvater beschenkte mich dafür immer mit einem Stück Kandiszucker.

Mein Bruder Ferdinand, der 2½ Jahre jünger war, liebte solche exakte Arbeit nicht. Denn mein Grossvater, der um die 70 Jahre herum war, erwartete saubere, exakte Arbeit ohne Abfall.

Oft habe ich ihn bewundert, wenn er Spezereien oder Tabak auswog, wie genau er gerade das richtige Mass traf.

Als wir ins Haus von Grossvater Wildi umzogen (neben dem Oberturm), führten meine Eltern, neben der Mithilfe im Spezereiladen, im ersten Stock ein Restaurant. Bis 11 Uhr nachts nahm dieses die Zeit von Vater und Mutter in Anspruch.

Dadurch war ein eigentliches Familienleben fast unmöglich, denn nicht einmal zu Essenszeiten konnten wir beisammen sein, weil im Laden, im Restaurant, in Küche und Keller immer etwas los war. Trotz Dienstboten war die Anwesenheit von Vater und Mutter oft nötig.

Unser Restaurant war bekannt für guten Wein. Unsere Küche war eine der bekanntesten in der Stadt und die Preise bescheiden. Rückblickend scheint es mir aber, dass sie doch zu niedrig waren, denn bei aller harten Arbeit meiner Eltern blieb doch am Ende des Jahres wenig übrig. Es reichte gerade, um alle Rechnungen und Steuern zu zahlen und den Unterhalt der Familie zu bestreiten.

Im Alter von 14 bis 17 Jahren musste ich weiterhin daheim helfen. Am Nachmittag die lange Kellertreppe hinab- und hinaufsteigen, die grossen Weinflaschen hinauftragen, die dann in kleine abgefüllt wurden. Damals besuchte ich die Kantonsschule an der Laurenzenvorstadt, hatte viel Hausaufgaben und fand die schönen warmen Sommer-Sonntagnachmittage, an denen die Stadtbevölkerung in die kühlen Wälder der Umgebung spazieren ging, während ich daheim im Geschäft arbeiten musste, eine Last.

Marie, meine Schwester, musste in der Küche helfen. Denn viele Bauern und ihre Familien kamen sonntags in die Stadt, wo sie sich gern ein gutes Stück Fleisch oder Kuchen wünschten.

Anders mein Bruder Ferdinand. Er arbeitete am liebsten auf einem Bauernhof, war gerne um Pferde und Vieh. Er wurde Bierbrauer.

1869 ging ich von Aarau nach Neuenburg, um Französisch zu lernen und in einer mechanischen Werkstatt ein Praktikum zu absolvieren. Nachher ging ich ans Polytechnikum nach Zürich, so dass ich selten mehr daheim war.

So verlor ich auch meine viel jüngeren Geschwister aus den Augen. Ich war entschlossen, den Weg in die Welt zu beschreiten

und Maschineningenieur zu werden. Aarau aber war damals eine kleine Stadt und bot wenig Möglichkeiten zur Verwirklichung meiner Pläne.

Wir Kinder wurden oft uns selbst überlassen. Vater und Mutter waren gute Eltern, sie sorgten für uns, und wir konnten an den üblichen Vergnügen und Festen teilnehmen, so an der Weihnacht, am Neujahr, an Ostern und im August am Jugendfest. Sie nahmen sich unser, so gut es ging, an, trotz der grossen Arbeit im Laden und im Restaurant. Mutter half mir oft bei den Hausaufgaben, besonders in der Literatur, in Geschichte und in der französischen Sprache, in welchen Fächern ich Mühe hatte, nachzukommen. Dafür aber war ich in Mathematik und Naturgeschichte gut.

Daneben war ich ein guter Turner und holte mir einige Preise in Hoch- und Weitsprung, im Seilklettern und am Barren.

Im Alter von 10 oder 12 Jahren wurde es mir auch ermöglicht, mit andern Kindern zusammen Tanzstunden bei einer französischen Dame zu nehmen, die uns auch Benehmen und höfliches Betragen lehrte.

Wir hatten zum Beispiel zu lernen, wie man die Türe leise schliesst, ohne sich rückwärts umzudrehen, wie man einem Besucher einen Stuhl anbietet, wie man den Hut abnimmt und Bekannte auf der Strasse grüsst.

Wenn ich an all das denke, so muss ich kein schlechter Knabe gewesen sein, aber dennoch kein Muster für feines Betragen und Gehorsamkeit.

Jetzt kommt mir auch in den Sinn, wie ich im Alter von 10 bis 14 Jahren meinem Vater morgens früh oft helfen musste, im Winter noch in aller Nacht, vom Estrich Holzwellen herunterzutragen, womit wir die verschiedenen Kachelöfen heizten. Ich konnte nur eine auf einmal tragen. Es waren eben sechs Treppen vom Estrich bis ins Parterre. Um sieben Uhr im Winter, um 6 Uhr im Sommer, ging die Schule an, da hiess es sich beeilen. Oft war es bitter kalt, und der unter den Ziegeln hereingeblasene Schnee lag oft 10 cm hoch auf dem Estrichboden und den Holzwellen.

Auch wenn wir kein richtiges Familienleben hatten, gab es doch immer einen Weihnachtsbaum, mit Geschenken und Süßigkeiten. Aber wie oft mussten Mutter und Vater in den Laden oder in die Wirtschaft zurückkehren, wohin sie gerufen wurden.

Meine Grosseltern

Mein Grossvater Wildi, der Vater meiner Mutter, galt als Mann in geordneten Verhältnissen, und obschon er nur ein kleines Geschäft hatte, machte er durch eine sparsame Lebensweise Ersparnisse. Er brauchte wenig für sich und vermied jede Verschwendung.

Ich erinnere mich, dass mein Grossvater ein mässiger Raucher war. Er hatte eine schöne, lange, gebogene Porzellanpfeife, für jeden Wochentag eine besondere, welche er sorgfältig – für jede Pfeife ein Nagel – am Fenster aufhängte. Wenn er abends mit dem Rauchen aufhörte, nahm er ein Papier, schüttete die Asche darauf, schüttelte es, dass die groben Teile obenauf lagen, die dann am nächsten Tag wieder in die Pfeife gestopft wurden. Oft sagte er, wenn ich nicht tat, wie es ihm passte: «Wenn nur alte Köpfe auf junge Schultern gelegt werden könnten, wie würden doch die Dinge verschieden ausfallen!» Später, im Alter, nahm Grossvater Wildi die Dinge etwas leichter. Oft ging er mit der Bahn nach Baden, wo er sich an einem guten Essen freute.

Gewöhnlich kehrte er abends um 6 Uhr zurück. Dann gingen meine ältere Schwester Marie und ich an den Bahnhof und holten ihn ab. Unterwegs langte er sicher in die Taschen seines langen Rocks und gab uns allerlei Süßigkeiten.

Als ich etwa 17½jährig war und in Neuenburg in einer mechanischen Werkstatt arbeitete, starb mein Grossvater. Sein Wunschzeit seines Lebens war, einmal nach Paris gehen zu können. Als Handwerksbursche wanderte er mit dem Sack am Rücken so weit bis Hamburg, da und dort arbeitend, zu einer Zeit, da es noch keine Bahnen gab. Das war, so dünkt es mich, eine grosse Leistung.

In jenen Zeiten war es für die Handwerksburschen leicht, Arbeit und Unterkunft zu finden, denn in jeder Stadt gab es verschiedene Wirtschaften, wo die Berufsleute für die Nacht ihr Quartier nahmen. Dort war auch stets gemeldet, wo eine Stelle des betreffenden Berufes offen sei.

In Aarau gab es vier solche Gasthöfe oder Wirtschaften, wo Schneider, Schuhmacher, Metzger oder Bäcker logierten. Mein Vater erhielt oft durch den Gasthof «Schwert» einen Mann, denn dort pflegten die wandernden Bäckergesellen abzusteigen.

Ich habe hier so viel von meinem Grossvater Wildi gesprochen, weil er der Vater meiner lieben Mutter war. Er war intellektuell und auch materiell reicher als mein Grossvater väterlicherseits. Dieser starb früh, und ich habe wenig Erinnerungen an ihn. Er hiess Daniel Renold, geboren 1776, gestorben 1858. Er war damals der einzige Aarauer Renold, dessen Familienstammbaum in den Stadtchroniken bis 1535 zurückverfolgt werden kann. Seine zwei Enkel, nämlich Franz August und ich, Hans, wanderten aus. Er, 1880, als Sprachlehrer nach Belfast, Irland, und ich, 1873 nach Manchester.

(Damit verlor die Stadt Aarau den Stamm ihrer Renold-Bürgerfamilie. Um so kräftiger gedeiht die englische Linie, als Enkel des ausgewanderten Hans Renold in dritter Generation mit Namen Hans, Peter und Timothy Renold, in vierter Generation Richard, Stephen, Philip, Robert und Jasper, Charles, Jean und Andrew Renold, alles Nachfahren des 1535 in der Stadtchronik aufgeführten Aarauer Stadtbürgers Lorenz Renold.)

Meine Eltern

Während mein Vater ein ziemlich grosser, gut gebauter Mann war, war meine Mutter gut einen Kopf kleiner. Während er das Auge eines Adlers hatte und auf grosse Distanzen sah, war meine Mutter kurzsichtig und brauchte eine Brille.

Bis zum Tode im 65. Altersjahre brauchte mein Vater nie eine Brille, obschon er ein eifriger Zeitungsleser war. Während des

amerikanischen Bürgerkrieges (1860 bis 1865) las er im Kreise von Freunden die in der Zeitung stehenden Kriegsnachrichten laut vor.

Ich erinnere mich nicht, dass meine Mutter irgendeinmal eine längere Krankheit hatte. Sie war nicht robust und vermied lange Spaziergänge. Es war immer Vater, der uns etwa für einen Tag auf einen Ausflug in den Jura mitnahm, aber erst zu einer Zeit, da er die Bäckerei aufgegeben und mehr freie Zeit hatte.

Vom Grossvater Wildi, der sehr intelligent, überlegend und weise war, hatte meine Mutter ihre Charaktereigenschaften geerbt. Es war meine Mutter, die die Kasse und die Bücher führte, und sie war es auch, die letzten Endes fürs Geschäft plante und die wichtigsten Beschlüsse fasste.

Da meine Mutter das Spaziergehen nicht liebte, verwendete sie ihre spärliche Zeit aufs Lesen, aber nicht von Zeitungen, sondern von Klassikern, die schön geordnet im Bücherschrank standen.

Auch nahm meine Mutter regen Anteil am öffentlichen Leben. Es kam vor, dass, wenn der Stadtrat von Aarau sich mit besonderen, zur Diskussion stehenden Problemen befasste, sie ihm in höflichem und bescheidenem Ton ihre Ansicht schrieb. Als alte Bürgerin von Aarau hielt sie sich für berechtigt, ihre Meinung zu öffentlichen Fragen zu äussern.

Ich erinnere mich recht wohl, dass einmal ein Stadtrat in unser Haus kam und mit meiner Mutter eine Sache eifrig besprach. Man schätzte ihre Ansicht sehr. Auch genoss sie überall ein grosses Ansehen, denn während der Epidemien ging meine Mutter überall in den Häusern kranke Personen pflegen, sich vor Ansteckung nicht fürchtend.

Die Aarauer Stadtbevölkerung fühlte sich damals, um die Jahrhundertmitte, als eine grosse Familie; Handwerker und Händler hielten zusammen. Man half sich mit Rat und Tat, oft auch mit Geld.

Soviel ich weiss, war es Mutter, die etwas Vermögen in die Familie brachte. Es war nicht viel, half aber mit, dass wir drei

Buben und Mädchen eine rechte Erziehung genossen. Mutter und Vater sagten oft: «Für die Buben geben wir Geld aus, damit sie einen Beruf lernen. Sie können nichts mehr erwarten, wenn sie erwachsen sind. Die Mädchen schicken wir für ein Jahr ins Welschland, wo sie die Sprache lernen sollen. Wenn sie heiraten, bekommt jedes eine Aussteuer.»

Ich weiss, dass meine Mutter immer grosse Hoffnungen auf mich setzte. Sie war, entsprechend den Umständen, sehr belesen.

Einige Jahre vor ihrem Tode (1895) war es für mich und meine Frau ein Vergnügen, sie in die Ferien an den Vierwaldstättersee und ins Berner Oberland mitzunehmen. Sie war immer so bescheiden und dankbar für alles, sie, die so viel für die Familie und für die Mitmenschen getan hatte.

Mein Vater starb im Alter von 65 Jahren (1886) an einer Herzschwäche. Er war ein senkrechter Bürger, friedfertig und hart arbeitend. Wenn zornig, war er von feurigem Temperament. Er war ein patriotischer Schweizer. Er war enttäuscht und missmutig, als ich ihm mitteilte, dass ich 1880, nach einigen Jahren Aufenthalt in Manchester, Engländer wurde und Königin Victoria und ihrem Lande Treue schwur. Dass ein frei geborener Schweizer, ein republikanischer Bürger, dies tun konnte, hatte er nie verstanden!

Meine Onkel und Tanten erzählten mir oft, dass 1847, als der protestantische Kanton Aargau ein Freiwilligen-Corps aufstellte, um den katholischen Kanton Luzern zu bekämpfen, mein Vater und drei seiner Brüder sich dieser (Freischaren-)Truppe anschlossen, obschon er jung verheiratet war.

An der Luzerner Grenze bei Gisikon gab es ein Gefecht. Einer der Brüder meines Vaters erhielt einen Schuss in die Hüfte, weswegen er zeit seines Lebens hinken musste. Mein Vater, der an seiner Seite war, geriet in grossen Zorn, stürmte aus der Schützenlinie vorwärts gegen einen Grünhag, aus dem der Schuss gekommen war. Er schleppte einen feindlichen Schützen zurück in die eigenen Reihen. Wie er dort behandelt wurde, bekam ich nie zu wissen.

Aber Vater und zwei seiner Brüder wurden gefangengenommen und waren danach einige Monate in einer Kirche in Luzern eingesperrt.

Obschon die Erregung in der Stadt Luzern gross war, wusste mein Vater zu erzählen, dass es gegenüber den Gefangenen freundlich gesinnte Luzerner gab. Noch Jahre nach dem Sonderbundskrieg unterhielt er mit der Familie des Stadtarchitekten freundschaftliche Beziehungen. Dessen Ehefrau besuchte die Gefangenen oft in der Jesuiten-Kirche, brachte Wein und Esswaren, die sie unter der Krinoline verborgen hatte, einer Kleidung, die damals Mode war.

In Aarau musste jeder körperlich gesunde Bürger bei der Feuerwehr Dienst tun. Mein Vater war Wendrohrführer; er bestieg die steilsten Dächer, die höchsten Häuser und Leitern. Oft fürchteten die Leute für ihn, aber es passierte nie etwas, denn er war ein ausgezeichneter Athlet. Berühmt war er auch dadurch, dass er half, die durch Blitzschlag und Sturm beschädigte grosse Kugel auf der Spitze des Oberturms zu reparieren.

Auch war mein Vater ein guter Schwimmer. Im Sommer, abends um sechs Uhr, wenn er an der Aare baden ging, nahm er mich mit. Einige Male überquerte er den wilden und breiten Fluss, mit mir auf seinem Rücken. Das war für Mutter immer ein Kummer, wenn ich ihr davon erzählte.

Erwähnen möchte ich, dass ich das älteste von insgesamt sechs Kindern war. Nach mir kamen zur Welt: Marie, Ferdinand, Louise, August und Emma. Die Schwestern heirateten, während August nach Irland und ich nach England auswanderten. Ferdinand starb jung.

Das Haus, in welchem ich zur Welt kam, lag mitten in der Stadt, in der Pelzgasse. In jener Zeit war der Stadtbach noch offen, der vor dem Hause floss.

In einer anderen Strasse wohnten ein Onkel – Karl Heinrich Rychner (1824 bis 1907) – und eine Tante von uns. Er war Büchsenmacher. Da ich Maschinen und Mechanik liebte, war ich sehr oft bei ihm. 1866 nahm seine Werkstatt einen grösseren

Umfang an, da er sich einen Teil eines Auftrages für die Neubewaffnung der Schweizer Armee mit Hinterladergewehren sichern konnte, einer neuen Erfindung, die sich ungewöhnlich erfolgreich im Kriege zwischen Preussen und Österreich erwiesen hatte.

Weil mein Vater Johannes Renold das zweitjüngste von 13 Kindern war, hatten wir einen grossen Familienkreis mit Onkeln, Tanten, Vettern und Basen, die fast alle in Aarau wohnten.

Einer der Brüder meines Vaters, Heinrich Renold, war von Beruf Küfer. Sein ältester Sohn, Karl Renold, wanderte nach den USA aus, nahm am Bürgerkrieg teil, erlitt schwere Verletzungen und starb. Sein um acht Jahre jüngerer Bruder, Jakob Renold, welcher eine Banklehre machte, liess sich einige Unregelmässigkeiten zuschulden kommen. Der Stadtrat und mein Vater, der sich der Sache annahm, beschlossen, dass auch er nach den USA gehen solle.

Ich erinnere mich noch recht gut, welche grosse Sorge dies meinem Vater machte. Er und ich – ich war etwa sechs oder sieben Jahre alt – gingen mit ihm zum Bahnhof. «Hier Jakob», sagte mein Vater, «hast du als Erinnerung einen Spazierstock. In Zukunft sollst du aber ehrlich durch die Welt gehen.» Dieser Jakob Renold hatte in Dayton (Ohio) ein Restaurant. So weit wegzugehen nach Amerika, machte auf mich als Bubens einen grossen Eindruck. Als dann Vater aus der Zeitung von diesem grossen Krieg und einer Schlacht bei Gettysburg vorlas, dachten wir oft an diese beiden, Heinrich und Jakob Renold.

Etwa 40 Jahre später erfuhr ich, dass Jakob in den USA geheiratet hatte. Eine seiner Töchter war Sekretärin eines reichen Eisenbahnmagnaten geworden, der mit ihr oft in Europa und Ägypten reiste. Sie vermachte ihr Vermögen einer Cousine in Aarau, die sie einige Male besucht hatte.

1858 starb mein Grossvater väterlicherseits, Daniel Renold. Er wohnte in einem alten Hause mit einer spiralförmigen Wendeltreppe. Mein Vater nahm mich mit, der ich erst 6jährig war. Nur männliche Familienmitglieder nahmen an der Beerdigung

teil. Ich hatte den Spruch auswendig zu lernen und zu sagen, wenn meine Grossmutter an den Sarg trat: «Möge der liebe Gott dir Kraft und Hilfe in dieser Stunde der Trübsal geben.»

Eine Schwester meines Vaters, Anna Maria Renold (1819 bis 1869) war mit Johann Heinrich Fischer von Aarau verheiratet. Er war der erste Telegraphist. Es war eine mysteriöse, neue Erfindung. Wenn ich ihn besuchte, machte es mir einen grossen Eindruck, dass er Nachrichten von einem schmalen Streifen Papier, worauf Punkte und Striche waren, ablesen konnte und sogar aus dem Ticken des Apparates die Nachrichten erfahren konnte.

Ein anderer Onkel, Daniel Renold (1809 bis 1891), war Schuhmacher. Er hatte einige Arbeiter. Als sein Vorarbeiter seine älteste Tochter heiratete, zog er sich vom Geschäft zurück und wurde einer der drei Briefträger in der Stadt Aarau.

Meines Vaters zweitälteste Schwester, Anna Katherina (1812 bis 1885), war mit Onkel Samuel Jakob Hemmeler verheiratet. Er war Zimmermann und Baumeister. Das Haus war etwas ausserhalb der Stadt, mit viel Garten, am Bach gelegen. Tante Gattung, wie wir sie zu nennen pflegten, war eine grosse und schöne Frau. Da Onkel Hemmeler ziemlich jung an Auszehrung starb, musste sie hart arbeiten. Jahrelang verdiente sie ihr Auskommen aus dem Obstgarten und dem Gemüsebau.

Meine Eltern waren ihre besten Kunden. Denn wir hatten ein Restaurant mit vielen Pensionären. Vater und Mutter war es sehr daran gelegen, dass sie mit dem Gebotenen zufrieden waren. Oft sagten sie, dass sie am Essen wenig verdienten, dass aber der Wein half, die Auslagen zu zahlen.

Tante Hemmeler ist tief in meinem Gedächtnis eingegraben. Denn wie oft ging ich nach der Schule zu ihr, im Sommer unter die schattigen Bäume. Ich half ihr beim Jäten oder Grasschneiden für ihre Ziegen.

Im Sommer, wenn die Beeren reiften, gingen wir Geschwister und Vettern gerne zur Tante, um an die «Trübeli» und Stachelbeeren gehen zu dürfen. «Ja», sagte sie, «aber nur für fünf Minuten.» Kaum hatten wir die Mäuler und Taschen gestopft, rief

sie uns wieder zurück, und wir mussten den Garten verlassen. Am Weg zur Tante kamen wir an Thierlibäumen vorbei. Das waren kleine, sauer-süsse und etwas bittere Pfläumchen. In England habe ich nie solche gesehen.

Unvergesslich sind mir auch die vielen guten Apfel- und Birnensorten, die in Tantes Garten gediehen. Alles, was einen Knaben freute, der daheim keinen Garten hatte!

Eine andere Schwester meines Vaters, Louisa (1816 bis 1876), war mit einem Gipsermeister verheiratet. Ich erinnere mich an ihn als Artillerieinstruktor im Kadetten-Corps, wo er jeden Mittwoch- und Samstagnachmittag von drei bis sechs Uhr anwesend war.

Meine Tante, dessen Frau, war eher eine kleine Person. Sie war Damenschneiderin. Da sie selber keine Kinder hatte, waren wir bei ihr immer willkommen. Da Vater und Mutter im Geschäft immer so stark beansprucht waren, waren wir gerne bei Tante Louisa, wo wir mütterliche Fürsorge hatten, die daheim nicht möglich war. Besonders am Sonntag, wo es in unserem Restaurant sehr lebhaft zuging, weil die Leute vom Land zu Hunderten in die Stadt kamen, um das Notwendige in den Läden zu kaufen und sich bei uns, bei Wein und einem Zobig, zu erholen.

Da war es dann schön, zu Onkel und Tante Andres zu gehen, die uns zu einem Ausflug in die Umgebung mitnahmen.

Tante Louisa hatte viele Bekannte in den Dörfern, da sie als Schneiderin überall bekannt war. Sie hatte Lehrlinge aus Bauernfamilien, die immer Freude hatten, wenn sie von ihrer früheren Lehrmeisterin Besuch erhielten. Ich erinnere mich an Besuche in Entfelden und Küttigen, wo es dann Kaffee, Milch, Butter und Honig gab. Welch süsse Erinnerungen an diese herzlichen Empfänge! Und damit verbunden die Bilder im Gedächtnis von blühenden Wiesen und von Kornäckern mit den roten Mohn- und den blauen Kornblumen.

Nochmals kehre ich in Gedanken und in der Erinnerung zurück zu meinem Onkel, Karl Heinrich Rychner, den Büchsenmacher, den ich oben schon erwähnt habe.



Hans Renolds Eltern, Johannes Renold und Maria, geb. Wildi

Meine Neigung für alles Mechanische führte mich immer wieder zu ihm. Mein Beruf und meine Zukunft wurden durch ihn entscheidend beeinflusst. Er fertigte nicht nur neue Waffen an, sondern reparierte auch alte Waffen, denn in Aarau gab es häufig Wettkämpfe der Scharfschützen. Als seine Werkstatt zu klein wurde, zügte er an den Schössliplatz.

Ein paar Male habe ich bei ihm sozusagen als Lehrling die Ferien verbracht. Ich durfte selber eine Hand-Press-Maschine bauen. Die Pläne dazu durfte ich im Winter an Sonntagen in der Schule machen, die für reguläre Lehrlinge offen war.

Ich machte das Modell, es wurde gegossen und in unserer Werkstatt gebaut, natürlich immer unter Aufsicht des Onkels oder des Vorarbeiters.

Auch erinnere ich mich, wie mein Onkel Teile der Büchsen im glühenden Feuer erhitzte und dann durch Abkühlen härtete. Das brauchte viel Zeit und Geschick, damit der Stahl durch und durch gleichmässig hart war.

Wenn Onkel schmiedete und löschte, dann flogen die Funken nach allen Seiten. Wir aber hatten nasse Lappen umgebunden und begossen uns mit Wasser aus Kübeln, damit die Kleider nicht brannten.

Wenn alles vorbei war, ging man an die frische Luft und freute sich darüber, wenn das Härten gut geraten war.

Es tut mir leid, sagen zu müssen, dass zwei Söhne meines Onkels keine guten Arbeiter waren und ein dritter, beliebt in gesellschaftlichen Kreisen von Aarau, in allerlei Affären verwickelt wurde, wo sein Vater zu zahlen hatte. Das Geschäft geriet in Schwierigkeiten, und ich musste später, von England aus, mit etwas Geld aushelfen.

Alle drei Söhne meines Onkels gingen in die Fremde, nach Amerika, Australien und Mexiko. Für die beiden alten Leute, Onkel und Tante, besorgte ich Plätzchen in einem Altersheim, froh darüber und dankbar dafür, dass ich in dieser Waffenwerkstatt als Jüngling so glückliche und lehrreiche Stunden verbringen durfte.

Nachschrift

Während einer Ferienreise 1968 in England lernte ich den Enkel von Hans Renold, gleichen Namens, nämlich Mr. Hans Renold, 39 Heaton Grove, Heaton, *Bradford 9*, Yorkshire, kennen. Er war so freundlich, mir eine Abschrift des Tagebuches seines Grossvaters zur Veröffentlichung zu übergeben. Die Photographien stammen auch aus seinem Familienarchiv.

Hans Renold, geboren 1852, der in Aarau aufwuchs, schrieb seine Jugenderinnerungen nach dem Ersten Weltkrieg, nachdem während der ganzen Kriegszeit sein bedeutender Industriebetrieb von der englischen Regierung für die Herstellung von Munition, Flugzeugteilen und Tankketten beschlagnahmt worden war. Der Verfasser wollte auch aus seinem späteren Leben schreiben, aus seiner Berufstätigkeit im gebrandschatzten Paris von 1871, seinem Aufenthalt 1873 in London, seinen Erfindungen und seinen Erfolgen als Industrieller in Manchester. Aus unbekanntem Gründen blieb die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen nur ein Anfang.

Obschon jung ausgewandert und bereits 1880 englischer Staatsbürger geworden, bewahrte Hans Renold eine grosse Anhänglichkeit an Aarau und die Schweiz. Oft ist er in die Ferien in die Schweiz gekommen, nahm an manchem Maienzug teil und pflegte Jugendfreundschaften mit ehemaligen Schulkollegen, so zum Beispiel mit Hans Hässig, ehemaliger Stadtammann, und Jenny, Färberei, Telli.

Zeit seines Lebens trug er die Uhr, die er sich selber im Welschland in einer Uhrenwerkstatt während der Ausbildungszeit für die französische Sprache verdient hatte. Das Medaillon mit dem Schweizerkreuz fehlte nie an seiner Uhrenkette.

Wer vielleicht Gelegenheit hat, das erste Fabrikunternehmen von Hans Renold in Burnage, bei Manchester, zu besichtigen, der ist überrascht, dass das ganze Fabrikareal von einem gusseisernen Zaun umfasst ist, wo an jedem Pfosten – es sind deren gute 300 Stück – oben auf allen vier Seiten das Schweizerkreuz in den Farben Rot und Weiss leuchtet. Man glaubt sich vor einer schwei-

zerischen Enklave zu befinden! Und wie diese Schweizerkreuze heute noch strahlen, so haftet der Name von Hans Renold, dem Bäckerssohn aus einfacher Aarauer Bürgerfamilie, in der Erinnerung der Bevölkerung von Manchester als der eines fortschrittlichen, gerechten und erfolgreichen Mannes schweizerischen Ursprungs.

Etwas Stolz darf auch der Schweizer und Aarauer in Manchester fühlen, wenn er vor einem Neubau des Manchester Polytechnikums steht, wo oben gross die Buchstaben eingemeisselt sind: «Renold House.» Unten am Portal, wo der Grundstein eingemauert ist, steht folgendes:

THIS STONE WAS LAID BY
SIR CHARLES RENOLD
J.P. LLD CHAIRMAN
OF THE PLANNING AND DEVELOPMENT COMMITTEE
OF THE MANCHESTER COLLEGE OF SCIENCE
AND TECHNOLOGY
24TH OF JUNE 1960

Dieser obige Sir Charles Renold war ein Sohn von Hans Renold. Er starb 1968.

Drei Enkel von Hans Renold und eine zahlreiche Nachkommenschaft tragen seinen Namen, aber nicht mehr als Schweizer, sondern als Engländer.

Aus der kleinen Fabrik von Hans Renold, die er 1875 in Manchester gründete, ist ein Weltunternehmen, Renold Chains Ltd., erwachsen, nicht nur mit mehreren Fabriken in Grossbritannien, sondern auch in Deutschland, Frankreich, Kanada, den USA und Australien.

Der Aarauer Bürgername Renold, der in der Aarauer Chronik bis 1535 zurückverfolgt werden kann, hat eine weite Reise in alle Welt gemacht!

Die Jugenderinnerungen von Hans Renold sind aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und aus einer kleinen Stadt vor 100 Jahren geschrieben. Sie sind nicht weltbewegend, aber sie zeigen die moralischen Grundsätze, die damals im Aarauer Bürgertum vorhanden waren, die Hans Renold aus seiner Vaterstadt mitnahm und denen er zu seinem und anderer Mitmenschen Wohl treu blieb.

Arnold Widmer, Wohlen